

Yoko Tawada kommt viel herum. Die Webseite ihres deutschen Verlags weist darauf hin, dass sie bis 2012 über 880 Lesungen an den unterschiedlichsten Orten absolviert hat, und wenn man den Terminkalender auf ihrer eigenen Webseite anschaut, dann sieht es stark danach aus, als ginge es mittlerweile auf die 1000ste Lesung zu. Dieser Vorliebe für das Herumkommen verdanken wir aber nicht nur, dass sie heute Abend hier ist, sondern wahrscheinlich überhaupt ihr Werk, das zu einem guten Teil vom Reisen - in allen möglichen Formen - handelt. Dieses Reisen steht aber nie im Zeichen jenes verbreiteten Kosmopolitismus, der sich im dauerhaften Wettbewerb um kulturelle Kompetenz konstituiert und möglichst vielen ‚Kulturen‘ ihren festen Ort zuweisen will. Dieses Reisen versucht nicht, das Erlebte gewissermaßen in Behälter zu stecken, um es so besser verwahren und gelegentlich als Eigentum vorzeigen zu können.

Mit einer Unterscheidung, die Tawada selbst auf Paul Celan gemünzt hat, könnte man vielmehr formulieren, dass die Wörter in Tawadas Texten grundsätzlich keine Behälter mit einem genau bemessenen Inhalt sind, sondern eher Tore, Öffnungen hin zu anderem. Die ungeheure Fülle von Kenntnissen über Orte, Kultur, Sprache, Sinneswahrnehmungen in Tawadas Texten präsentiert sich daher nicht als etwas, was man ihnen entnehmen kann, damit man dann besser bescheid weiß, beispielsweise über das Leben auf den Lofoten, in Hamburg oder in Fernosteuropa. Vielmehr ziehen Tawadas Texte gerade aus demjenigen Gewinn, was auf den ersten Blick verwirrt: Die Spannungen und Verwerfungen zwischen den Sprachen und in der Kultur nehmen sie als produktiven Anreiz. Sie öffnen beispielsweise die alphabetische Schrift des Deutschen für logographische Verfahren, wie sie das hybride Schriftsystem des Japanischen unter anderem benutzt. Es ist dann wichtig, dass das Wort „Ich“ mit dem Ansatz eines Pinselstriches - dem großen „I“ - beginnt und dass das Wort „bin“ auch Japanisch „Flasche“ heißt, denn so „öffnet sich“, wie Tawada schreibt, mit den Worten „Ich bin“ „ein Raum, das Ich ist ein Pinselansatz, und die Flasche ist leer“. Die deutschen Worte werden von Tawada um die Welt geschickt, sie kommen herum - und daraus ergibt sich ein Bild davon, wie man sich ‚in Europa‘ das Ich vorstellt: als unbeschriebenes Blatt und als leere Flasche, über dessen und deren ‚Beschriftung‘ und ‚Füllung‘ angeblich wir alleine, ganz individuell und autonom, entscheiden.

Es geht in Tawadas Texten oft um Formen der Offenheit von Sprachen und Kultur, eine Offenheit auch jenseits der Übertragung von Bedeutung. Wenn beispielsweise in einem Theaterstück von Tawada eine moderne japanische Reisegruppe durch das mittelalterliche Deutschland reist und sowohl die modernen Japaner als auch die mittelalterlichen Deutschen jeweils ‚ihre‘ Sprache sprechen, so sind zwar die Chancen auf ein Publikum gering, das beide Sprachen gleich gut versteht. Aber darauf muss es auch gar nicht ankommen. Denn selbst wenn man als deutschsprachiger Zuschauer dieses Stückes glaubt, nicht zu verstehen, was die japanischen Darsteller sagen, heißt das nicht, dass einem verschlossen wäre, was sie sagen. Das Nichtverstehen kann vielmehr auch die Augen oder genauer die Ohren öffnen für Strukturen, die Sprache jenseits von Bedeutung wichtig sind, für die ‚Obertöne‘ der Sprache, wie Tawada formuliert. Oder, noch allgemeiner: Für das Entstehen einzelner Bedeutsamkeiten, wenn man so sagen kann, vor der Festlegung von Bedeutung - und vor der Fixierung kulturpolitischer Differenzen.

Yoko Tawada ist in Tokyo aufgewachsen und lebt seit über 30 Jahren in Deutschland. Sie schreibt seit über 25 Jahren auf Deutsch und auf Japanisch - Gedichte, Theaterstücke, Erzählungen, Essays - und hat zahlreiche literarische Ehrungen erhalten - in Deutschland unter anderem den Chamisso-Preis und die Goethe-Medaille, in Japan schon sehr früh den sehr renommierten Akutagawa-Preis und zuletzt, nämlich im Februar, den Yomuuri-Literaturpreis. Zuletzt auf Deutsch von ihr erschienen sind neben ihren Hamburger Poetikvorlesungen der Gedichtband Abenteuer der deutschen Grammatik und Mein kleiner Zeh war ein Wort, eine Sammlung von Theaterstücken.

Grundsätzlich übersetzt Tawada ihre Texte nicht selbst - also beispielsweise die japanischen Texte ins Deutsche oder die deutschen ins Japanische. Darin kommt vielleicht nicht nur ein großes Vertrauen in die Übersetzer zum Ausdruck, sondern auch ein Vertrauen in die Offenheit der Sprachen für einander, die keine rigide Kontrolle erfordert.

Tawadas französischer Übersetzer Bernard Banoun, der heute Abend ebenfalls hier ist, aus seinen Übersetzungen vorliest und im Anschluss ein Gespräch mit Tawada führt, ist einer derjenigen, die dieses Vertrauen genießen. Er ist Literaturübersetzer und Professor für neuere deutsche Literatur an der Université de Paris IV (Sorbonne). Als Literaturwissenschaftler interessiert er sich unter anderem - und das ist vielleicht auch hier nicht ganz unwichtig - für das Musiktheater. --- Aber hören wir selbst!